



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Willkomm, Ernst: Jugenderinnerungen : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)



ine andre Reise von ungefähr gleicher Dauer brachte uns mit der ältesten Schwester der Mutter und deren Kindern in nähere Berührung. Diese unsre Tante lebte ebenfalls als Gattin eines Geistlichen in einem völlig einsam gelegenen Dorfe der sogenannten Bautzener Haide. Den Namen Haide führen in beiden Lausitzen jene endlosen Nadelholzwälder, welche von einer bedeutenden Anzahl trägfließender, meistens tiefer und wasserreicher Flüsse durchschnitten werden, unter denen Spree und Neisse die bekanntesten sind. Das Dorf Lohsa liegt einige Stunden hinter Bautzen, gehörte seit 1815 zu Preußen und war größtenteils von Sorben=Wenden bewohnt, weshalb denn auch meinem Onkel Pantusch, einem reinen Wenden von Geburt, die angenehme Pflicht oblag, seine Predigt allsonntäglich zweimal, nämlich zuerst in wendischer und später in deutscher Sprache, zu halten.

Das Slawentum machte sich überhaupt in unmittelbarster Nähe bemerkbar. Es hockte gleichsam vor der Schwelle unsers Hauses, denn im Süden von Bittau hörte man schon im benachbarten Grottau tschechische Laute auf der Straße, und an den von Böhmen stark besuchten Wochenmärkten Zittaus erklang die tschechische Zunge auch in dieser Stadt. Selbst eine böhmische Gemeinde — die Tschechen nannte man schlechtweg Böhmen — gab es noch in den ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen Jahrhunderts in Zittau, die ihre eigne Kirche und Schule besaß. Im Norden und Osten, namentlich im Flachlande der Lausitz und in den sumpfigen Niederungen der ausgedehnten Waldungen (der Haiden) waren seit unvordenklichen Zeiten Sorben=Wenden ansässig, ein betriebsames, fleißiges, dem Überlieferten treu anhängendes, sangreiches Völkchen, das mit den herrschenden Deutschen in Frieden und Eintracht lebte. Die slawische Volkswoge spülte bis

an den Fuß der Oberlausitzer Berge heran, ja übersprudelte diese sogar an mehreren Stellen. So stieß man z. B. schon zwischen Herrnhut und Löbau auf Ortschaften, in denen ebenso viel Wendisch als Deutsch gesprochen wurde und beim Tanz in der Dorffchenke (dem Kretscham) neben der deutschen Fiedel und Klarinette die wendische Taracawa und der quäkende Dudelsack zu hören waren.

Zwischen Löbau und Bautzen dürfte noch heute der wendische Volksstamm dem deutschen vollständig die Wage halten. Überall hört man Begegnende nur Wendisch sprechen, wenn sie auch der deutschen Sprache vollkommen mächtig sind, da der Schulunterricht meines Wissens ausschließlich in deutscher Sprache erteilt wird. In Bautzen wird eine ganze Vorstadt (Saïda) ausschließlich von Wenden bewohnt, wie ihnen denn auch eine eigne Kirche zugewiesen ist.

Unser Weg nach Lohsa führte über Bautzen großenteils durch wendische Dörfer. Wir hatten uns diesmal alle zusammen aufgemacht, um die fernlebenden Verwandten, mit denen wir Kinder nur ein einziges mal bei den Großeltern in Zittau flüchtig zusammengetroffen waren, in ihrer Häuslichkeit zu begrüßen.

Auch dieser weitere Ausflug war eine Reise mit Hindernissen. Zittau und Bautzen waren allerdings durch eine Heerstraße unter einander verbunden, doch hatte auch diese von Frachtfuhrwerk sehr stark befahrene Straße stundenlange Strecken aufzuweisen, die kaum zu befahren waren. Schlimmer noch gestalteten sich die Wege hinter Bautzen. Bald hörte die Landstraße ganz auf oder zersplitterte sich vielmehr in eine Menge neben einander herlaufender, fußtiefer Geleise, in denen sich auch die leichtesten Wagen nur schrittweise vorwärts bewegen konnten.

Um mit unsrer wackligen Prachtequipage unterwegs nicht etwa schmachlich Schiffbruch zu leiden, war vom Vater ein Korbwagen, überspannt mit grauleinerner Plane, irgendwo aufgetrieben worden, und einer unsrer Bauern gab sein bestes Gespann und sich selbst als Kutscher zur Reise „ins Wendische“ her. Die Eltern, mein Bruder und ich nebst noch zwei jüngern Geschwistern schachtelten uns in dem sehr unbequemen Gefährt ein, so gut es ging, und sahen nun erwartungsvoll den Dingen entgegen, die da kommen sollten.

Als wir in die eigentliche Haide eintraten, sahen wir nur kreuz und quer von zahllosen Geleisen durchwühlten Sand vor uns. Diese sogenannten Wege liefen nach allen Richtungen zwischen den bräunlich-roten Stämmen der Kiefern fort, und es blieb nahezu dem Zufall überlassen, ob einer derselben uns nach Lohsa führen würde. Ob auf Umwegen oder auf der geradesten Straße die endlose Haide durchschnitten wurde, kann ich nicht sagen; gleichviel, wir erreichten endlich das im tiefsten Walde eingebettete Haidedorf mit seinen dürftigen, wenig anziehenden, niedrigen, strohbedeckten Häusern und der unansehnlichen Kirche, gegen welche unser stattliches Gotteshaus ein Dom war. Nur das im Schutz rauschender Bäume friedlich gelegene Pfarrhaus, das ein ange-

nehmer Blumen- und Fruchtgarten umgab, hatte unsern Beifall und gefiel uns sehr wohl. Wir fanden selbstverständlich bei unsern Verwandten herzliche Aufnahme, schlossen mit Vetter und zwei Basen, die um wenige Jahre älter waren, sofort innige Freundschaft und ließen uns vor allem die unerläßlichsten wendischen Redensarten von ihnen lehren, damit wir von dem merkwürdigen Geschnatter aller im Pfarrhause ein- und ausgehenden doch etwas verstanden. Groß freilich war die Ernte der Redewendungen, die wir in der Schnelligkeit einzuheimen vermochten, nicht, sie reichte aber doch aus, um uns bei dem Spielen der Nachbarkinder, die mit unsern Vettern und Mühmchen zu verkehren Erlaubnis hatten, zu beteiligen, ohne von diesen verhöhnt zu werden.

Hier vernahm ich denn auch in der kleinen dunkeln Kirche bei Gelegenheit einer Beerdigung aus dem Munde des Dnkels eine wendische Predigt. Das so fremde, dem deutschen Ohr höchst seltsam klingende Sprachidiom kam mir so komisch vor, daß ich mich schwer des Lachens enthalten konnte und mich wohl hütete, einer Tags darauf stattfindenden Trauung ebenfalls beizuwohnen. Ich begnügte mich, den über den freien Platz vor der Kirche wandelnden Brautzug, der sich wenig von den Brautzügen in den deutschen Dörfern der Lausitz unterschied, aus respektvoller Entfernung zu betrachten.

Unsern der Pfarrwohnung wälzte die Spree ihre trägen Wellen durch den Sand der Haide, und jenseits des Ufers lag das herrschaftliche Gut des Besitzers, eines Herrn von Muschwitz, der mit einer Jugendfreundin unsrer Mutter vermählt war. Diese Jugendfreundschaft öffnete uns die Pforten des „Schlosses,“ wie man das langgestreckte, aber nur einstöckige Herrenhaus zu nennen beliebte. Von der Einrichtung des Schlosses ist mir keine Erinnerung geblieben, da sie für Kinder jedenfalls nichts Fesselndes darbot. Desto besser gefiel es uns in dem umfangreichen Schloßgarten, da uns der Besitzer großmütig gestattete, die dort in großer Menge reisenden Früchte nach Belieben durchzukosten.

Unser Aufenthalt in dem stillen wendischen Dorfe, das wie eine kleine grüne Dase mitten in dem weichen Sande der Haide lag, war nur von kurzer Dauer. Nach einigen Tagen schon mußten wir uns wieder zur Abreise rüsten, was uns schwer genug ankam. Doch nahmen wir das Versprechen des Dnkels mit, daß er uns recht bald einen Gegenbesuch abstatten wolle, ein Versprechen, das er auch wirklich hielt, obwohl einige Jahre ins Land gingen.

War der Verwandtenkreis meiner Mutter vermöge ihrer vielen Geschwister, Tanten, Dnkels und Vettern ein sehr ausgedehnter, so beschränkte sich der meines Vaters nur auf wenige Personen. Außer dem erwähnten Stiefbruder in Lauban lebte vom Vater nur eine einzige jüngere Schwester, die mit dem Pastor Sintenis in Großschönau, jenem durch seine prachtvollen Damastweberrien berühmt und reich gewordenen Dorfe, verheiratet war. Diese Tante besuchten wir ziemlich häufig, da Großschönau binnen zwei Stunden bequem zu erreichen war. Sie hing an dem Vater wie an uns mit großer Zärtlichkeit und überhäufte uns

mit kleinen Geschenken sowohl zu Weihnachten wie an unsern Geburtstagen. Seltener kam die Tante zu uns, da sie kurzatmig und sehr beleidigt war und der einzige betretene Weg von ihrem Wohnorte zu uns über den Scheideberg führte, dessen Ersteigung ihr schwer fiel. Nach ihrem frühen Tode stand der Vater fast allein, da Onkel Traugott nur äußerst selten etwas von sich hören ließ. Diese Trennung von aller Blutsverwandtschaft erweckte manchmal ein Gefühl der Unbehaglichkeit in ihm, wenn er sich von dem großen Schwarme der Verwandten der Mutter umringt sah, mit dem er übrigens ganz einträchtig lebte. Man konnte es ihm deshalb nicht verdenken, wenn er in die Vergangenheit zurückgriff und die Reihe der damals lebenden Vettern durchmusterte. Einige derselben hatten ebenso wie der eigne Bruder schon in frühen Jahren ihrer Vaterstadt Valet gesagt, um anderwärtig ihr Glück zu versuchen, was auch dem einen und andern zum Guten ausgeschlagen war. Überhaupt schien den Verwandten des Vaters ein gewisser Wandertrieb innewohnen, während die Sippe mütterlicherseits das Verbleiben in der Heimat jedem unsichern Schritte in die Ferne vorzog.

In frühern Jahren hatte die Familie Wunderlich in Zittau eine gewisse Berühmtheit erlangt durch auffallendes Glück und durch Originalität ihres Oberhauptes, eines wohlhabenden Kaufherren, welcher durch Vermittelung von Hamburger Häusern auch mit überseeischen Plätzen in reger Handelsverbindung stand. Von diesem originellen alten Herrn, der sich die seltsame Redensart, die er jedem Gespräche einflocht, „Herr, ich muß ihr sagen,“ angewöhnt hatte, erzählte man sich eine Menge anekdotenhafter Geschichten, die wohl absichtlich etwas ausgeschmückt worden waren. So sollte sich z. B. sein Reichthum von einem unerwarteten Gewinn in der Lotterie herschreiben, indem ihm ein günstiger Zufall das große Loos in den Schoß geworfen habe. Wem dieses seltene Glück zu Theil ward, dem wurde dasselbe um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Kurstaat Sachsen auf ganz eigentümliche Weise kundgethan. Es erschienen nämlich in dem Orte, wo der glückliche Gewinner sein Heimwesen hatte — so ward uns erzählt — zwölf berittene Postillone in Gala, um unter Trompetenschall das große Ereignis öffentlich zu verkündigen. Dem Kaufmann Wunderlich, der keine Ahnung von seinem Glücke hatte, ward diese Ehre zu Theil, als er eben mit seiner Familie und einigen Freunden bei Tische saß. Als man nun von fern das Schmettern der Trompeten und das Pferdegetrapp hörte und alle Tischgäste erstaunt den nicht zu erklärenden Tönen lauschten, erhob sich Wunderlich und sagte trocken, aber voll Zuversicht: Herr, ich muß ihr sagen, ich werde das große Loos gewonnen haben!

Ein andermal ward er in Folge der Zahlungseinstellung eines Handlungs-hauses genötigt, die in damaliger Zeit unerhörte Reise nach Hamburg zu machen, um zu retten, was zu retten war. Dieser Entschluß des hochangesehenen Mannes erregte allgemeine Bestürzung, denn in der ganzen Stadt lebte kein

Mensch, nicht einmal ein Handwerker — und diese waren entschieden die weitestgereisten Leute —, der jemals die berühmte Hanse- und Seehandelsstadt gesehen hatte. Zu verwundern war das nicht, da es Straßen, wie sie heutigen Tages jedes kleinste Dorf mit dem Nachbarorte verbindet, noch garnicht gab. Ein Brief von der Seeküste war bisweilen vier Wochen unterwegs, ehe er den Adressaten im Binnenlande erreichte. Demnach lag Hamburg so ziemlich am Ende der Welt, und es konnte für die binnenländische Bevölkerung einer Kleinstadt, die meistens nur über die reichbetürmte doppelte Stadtmauer einen neugierigen Blick in die Welt that, immerhin für ein tollkühnes Wagnis gelten, aus der sichern Hürde hinaus sich soweit in die Fremde zu stürzen. Wußte man doch nicht einmal, ob die Menschen in Hamburg richtiges Deutsch sprachen! Selbst bezüglich des Essens konnte ein Fremder aus so weiter Entfernung üble Erfahrungen machen, der unbeschreiblichen Gefahren unter einer wildfremden, seefahrenden Bevölkerung, von der sehr schlimme Dinge erzählt wurden, garnicht zu gedenken!

Dem wackern Herrn Wunderlich ward bei Anhörung so vieler Bedenken, bei dem Ahselzucken um Rat befragter Geschäftsfreunde und bei den Wehklagen der eignen Familie selbst weh ums Herz. Allein es handelte sich um eine beträchtliche Summe, und so blieb er fest, indem er den Seinigen tröstend zurief: Herr, ich muß ihr sagen, wir stehen unter Gottes Hand und mir werden in Hamburg Türken und Mohren kein Haar krümmen!

Bei aller Entschlossenheit aber blieb der Mann doch vorsichtig, und darum unterließ er nichts, um für das Wohl seiner Familie auf alle Fälle vor seiner Abreise Sorge zu tragen. Er machte sein Testament und kommunizierte mit allen Verwandten, damit sein Seelenheil nicht zu Schaden komme. Zuletzt ward ein solennes Abschiedsmahl gegeben, wobei viele Thränen flossen, und darauf erst bestieg er das Martergefährt, die „gelbe Kutsche,“ welche die Post vorstellte und, wenn es gut ging, in sechs bis sieben Tagen Dresden erreichte.

Ein Nachkomme dieses originellen Kauzes, ich weiß nicht, ob Better oder Nefte, lebte seit langen Jahren in Dresden. Er war Kaufmann, besaß ein eignes, großes und schönes Haus in der Neustadt nahe der Kaserne und galt für einen sehr wohlhabenden Mann. Mit ihm unterhielt der Vater einen dürftigen Briefwechsel, um die verwandtschaftlichen Beziehungen nicht ganz abzubrechen. Endlich erfolgte vonseiten des Betters, der als Hagestolz ein sehr eintöniges Leben neben einer unschönen und auch nicht mehr jungen Haushälterin führen mochte, die förmliche Einladung der Eltern nebst Familie nach der Residenz.

Für die meisten Provinzler bildete das Wort Dresden den Inbegriff alles Herrlichen, Erhabenen und Wunderbaren, was es auf Erden gab. Da lebte ja der so hochverehrte König Friedrich August der Gerechte, dem man nach der Leipziger Völkerschlacht so übel mitgespielt hatte, im Schoße seiner treuen Unterthanen und bewacht von der Leibgarde, bei denen ein paar hochgewachsene

Söhne auch meines Geburtsortes standen, die sich zur Urlaubszeit im scharlachroten Frack und den hohen, majestätischen Bärmützen manchmal sehen und bewundern ließen. In Dresden floß aller Glanz, aller Reichtum Sachsens zusammen, von dem sich nach der Erzählung dort gewesener niemand eine rechte Vorstellung machen konnte. Wie hätten wir uns da nicht freuen sollen, als der Vater uns beiden Brüdern eines Tages in seinem Studirzimmer und im Beisein der vor Freude strahlenden Mutter die feierliche Eröffnung machte, daß wir in der nächsten Woche auf einige Zeit nach Dresden reisen und dort in dem glänzenden Hause des Veters Wunderlich wohnen sollten! Von dieser Stunde an schwamm ich in Seligkeit. Ich hatte für nichts mehr Sinn und mußte mir große Gewalt anthun, um in den Lehrstunden meine Gedanken nicht nach Dresden spazieren gehen zu lassen. Kaum weniger aufgereggt und voll freudiger Erwartung als ich, war meine gute Mutter, die bisher von allen fremden Herrlichkeiten auch weiter nichts als die Städte Baugen, Görlitz, Lauban und Löbau gesehen hatte. Sie fand es vollkommen gerechtfertigt, daß ich die Kalender der letzten Jahre hervorsuchte und mir die verschiedenen Bilder aus der Residenz, welche darin enthalten waren, sehr genau betrachtete. Um uns im voraus des weitern über die in Dresden vorhandenen Sehenswürdigkeiten zu unterrichten, fehlte es uns an Hilfsmitteln. Die Mutter teilte mir bei unsern gemeinschaftlichen Kalenderstudien nur im Vertrauen mit, daß sie von ihrem Bruder, dem Onkel Synchikus, wisse, das Allersehenswerteste sei das Grüne Gewölbe mit seinen unvergleichlichen Schätzen und das über alle Beschreibung wunderbare Japanische Palais, in dessen Nähe wir wohnen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Schimpf und Ernst. Der Einsender nachfolgender Erinnerung bemerkt im voraus, daß er weder ein finsterner Puritaner noch ein grämlicher Menschenfeind, sondern geradezu ein Verehrer selbst des baren, bloßen Witzes ist, und daß er, wenn der Witz nur gut ist, sogar, wie man so sagt, einen Spaß „verstehen“ kann. Er muß sogar bekennen, daß in seinem Kalender ein Tag der Woche einer gewissen Auszeichnung bloß deshalb genießt, weil an ihm die neueste Nummer eines bekannnten süddeutschen „Witzblattes“ ausgegeben wird, welches den Vorzug besitzt, trotz aller modernen Umkleidungen und (zeitweise auch) Verunstaltungen den unübertrefflichen, alten, deutschen „Schimpf“ getreulich zu bewahren, ein Monopol der Deutschen, das sie gerade darum so vortrefflich kleidet, weil es mit ihrer innersten Natur im Zusammenhange steht und niemals tieferer, ernsterer Bezüge entbehrt. Eben deshalb scheint es ihm aber auch angebracht, diese glückliche Eigenschaft nach Kräften zu erhalten und vor allem vor Verfälschungen, vor jenen „Variationen“ zu bewahren, bei denen das „Thema“ schließlich ganz verloren geht, was jammer-schade wäre, da es geradezu unersehlich erscheint.

Man braucht nun nicht gerade ästhetisch und literarhistorisch besonders geschult zu sein und den alten deutschen Witz an den Quellen genossen zu haben, um den grellen Unterschied zu gewahren, der zwischen diesem „Witz“ und dem platten „Ull“ besteht, wie er zum glücklicher Weise ausschließlichen Privileg einer Sorte von „Witzbolden“ gehört, die damit nicht bloß die Theater und Feuilletons unsicher machen, sondern auch eigne Faktoreien für diese Waare anzulegen lieben. Der politische „Oppositionswitz“ ist damit durchaus nicht gemeint. Tritt er wirklich